



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

Doch als sie den Vater zu seinem seltenen Abendessen gehen sah, atmete sie auf. — Wie angenehm waren doch ein paar Stunden zu Hause ohne den stets anspruchsvollen und nörgelnden Allen!

Sonderbar war der Gesang, den sie anstimmte, während sie emsig nähte.

Ein leises Tirillieren, das keine eigentliche Melodie hatte und mehr an das Lied einer Drossel erinnerte als an eine Menschenstimme.

Dabei rollten die zarten Töne so rund und eifertig aus der weichen Kehle, wie der feinste Kunstgesang. Stakkati, Stalen und Triller, und dann wieder langgezogene, weiche und klagende Tönchen. — Bis plötzlich Ruth mit einem herzhaften Lachen den Kopf in den Nacken warf und ausrief.

„Brava, brava! O, la bella cantatrice! Die Drossel!“

Sie sprach das Italienische prachtvoll aus, wie sie überhaupt ein ungewöhnliches Sprach- und Nachahmungstalent besaß. — Und nicht wenig erschrocken fuhr sie zusammen, als von der Tür her eine etwas scharfe Frauenstimme sagte:

„Nun, spielst du wieder vor dir selbst ein bißchen Theater, Kleine? Wo warst du denn soeben? Wohl im Theater in Mailand, das du so genau aus deinen Büchern kennst?“

Eine hagere Dame mit kurzgeschnittenem Haar, Stehfragen und herrenmäßigem Jackett über einem schwarzen Rock trat in den Lichtbereich der Lampe.

„Wie bist du denn hereingekommen, Franziska?“ fragte Ruth erstaunt.

„Durch die Tür, verehrte Drossel,“ spöttelte die Besucherin, die ihre Hände nicht aus den Jackettaschen genommen hatte und jetzt auf einen Stuhl sank. „Die Wohnungstür war zwar geschlossen, aber mein Drücker hat sie geöffnet. — Laßt Euer Schloß ändern. — Da!“

Sie warf auf den Tisch einen Schlüssel, den Ruth ihr wieder zuschob, während sie leicht errödete:

„Diesen Rat könnte ich dir wohl zurückgeben,“ sprach sie. „Du wärst eher in der Lage zu solchen Ausgaben als ich. Uebrigens ist das doch ein merkwürdiger Zufall. Und daß du es gesehen hast, ist ebenso merkwürdig.“

„Ich sehe alles, wie du weißt.“

Das kam kurz und bestimmt, aber ohne alle Eitelkeit heraus. Die sehr blauen Augen der noch jungen Frau blickten kühl und gewissermaßen geschäftsmäßig in die Welt. Es war vielleicht richtig, daß sie „alles sah“. Jedenfalls lag eine große Gelassenheit in dem klugen, blassen Gesicht, das scharf geschnitten und der genaue Gegenpart zu dem von Ruth war. Franziska hatte jede Einzelheit häßlich und regelmäßig, doch ließ das Ganze kalt. Bei Ruth hätte man

allerlei Unregelmäßigkeiten feststellen können; aber sie hatte das, was der Deutsche den Charme nennt.

Franziska sah sich um.

„Dein liebes, gutes Väterchen ist nicht zu Hause,“ sagte sie befriedigt. „Ich sah ihn nämlich vorhin durch das Fenster des blauen Lammes am Stammtisch sitzen. Sonst wäre ich auch nicht so lautlos wie der böse Geist hereingekommen.“

Ruth lächelte schon wieder.

„Es gibt auch gute Geister, die lautlos kommen!“ sagte sie.

„Aber selten, höchst selten! Die — andern sind schneller zu haben, kommen auch ungebeten. Die guten nie! Die muß man haben wollen!“

„Nun, jedenfalls bist du ein guter, Franziska, wenn auch nicht mein guter Geist! Denn mich stachelt du immer nur zu Revolten auf.“

„Die stets resultatlos im Sande verlaufen! Ja, ja, ich weiß! Denn du bist so schauerhaft so „echt weiblich“, daß dir nicht wohl ist, wenn du dich nicht aufopfern kannst! — Und so hochst du Jahr für Jahr weiter hier in der Tyrannei deiner Stellung und der noch schlimmeren deines Vaters, anstatt meinem Rat zu folgen und deine Prachtkehle zu Gold zu machen.“

„Ach, das alte Lied, Franziska! Sei doch vernünftig!“

„Kann ich nicht! Verlangst du Reben vom Dornbusch? Oder waren es Feigen? — Vernünftig bist ja du über die Maßen, dazu brauchst du mich nicht. Mich, die geschiedene Frau eines Unglückswurms, der davontief, aus Angst von meiner allzu unweiblichen Energie!“

Franziska machte hierbei ein so unwiderstehlich komisches Gesicht, daß Ruth schnell auflachte. — Sie stand auf und küßte die Freundin auf die Stirn, was diese kopfschüttelnd wieder „wegwischte“.

„Du lieb's Schwagerche!“ rief Ruth in der Mundart der Stadt. „Wenn man dir glauben wollte, was du Schlechtes über dich sagst! — Dein Mann war ein abenteuerlustiger Bruder Leichtsinns, der zweimal Bankrott machte, zweimal von dir gerettet wurde und das drittemal nach dem Bankrott das Hasenpanier ergriff, weil das — das Allerbequemste war. So war's und nicht anders.“

„Bequem war es vor allem für mich!“ versicherte Franziska ernsthaft. „Kannst es glauben! Denn nun konnte ich doch wenigstens das Geschäft ohne meines teuren Alfreds Dreierreden weiterführen! — Ich eröffnete es zum dritten Male, und — siehe da — meine Glas- und Porzellanwaren gingen endlich flott. Und nunmehr mache, blähe und gebeiße ich und werde bald ein gemachter Mann sein — gemachte Frauen gibt es ja nicht. — Nein — behalte nur den Korridor Schlüssel, ich kam ja eigentlich nur her, um ihn dir zu übergeben. Denn natürlich habe ich mein Schloß schon ändern lassen.“

„Sieh an! Ich danke dir vielmals. — Hier, Fränze, probiere mal dieses Getränk. Selbsterkelertem Johannisbeerwein! Auf dein weiteres Fortkommen!“

„Nein“, rief Franziska Sebius aus, „vielmehr auf dein

Fortkommen! Im wahrsten Sinne des Wortes. Du sollst hier nicht verkrümmern. Du mußt in die Welt hinaus. Zunächst nach Berlin."

"Und mein Vater?" fragte Ruth ein wenig schmerzlich.

"Im — ja — natürlich darf er nicht mit! Er würde dir überall wieder Luft und Licht absperren wie hier. — Ich wüßte aber eine Stellung für ihn hier, und auch die er halb bin ich heute noch hier. Außer dem Korridor-Schlüssel!"

"Ach, eine Stellung, Franziska! Du weißt ja, regelmäßige Arbeit leistet er eben nicht, mein armer Papa!"

"Weshalb bedauerst du ihn eigentlich?"

"Du lieber Gott! Ist er etwa nicht zu bedauern? Ein alter Mann, der für die hochliegenden Pläne und Wsichten gelebt und gearbeitet, und der nie etwas anderes erreicht hat als Enttäuschungen?"

"Er konnte nie etwas anderes erreichen, meine Liebe, weil er nie richtig und zielbewußt gearbeitet, sondern stets Hirngespinnsten nachgejagt hat. — Doch wozu darüber noch reden! Er ist dein Vater, und du hast ihn lieb, und darum vergeubest du deine Jugend für ihn."

"Ich tue einfach nur meine Pflicht!" sprach Ruth fest.

"Er ist doch ein unglücklicher Mensch, Fränze, bedenke das. Ob es nun Hirngespinnste sind oder wirkliche, kluge Ideen — er glaubt doch daran! Hält sich für ein verkanntes Genie. Und das muß doch furchtbar bitter für ihn sein."

"Nun, ich habe kein Mitleid für solche Naturen," sprach Franziska schroff, "aber um deinetwillen habe ich viel über ihn nachgedacht. Und jetzt habe ich vielleicht etwas gefunden — freilich, Mister Stockton liebt nicht die Abhängigkeit."

"Nein," rief Ruth erschrocken, "die kann er nicht ertragen! Er ist ja so empfindlich!"

"Wie man's nimmt! Dazu ist er nicht empfindlich, sich von dir erhalten zu lassen, obgleich er noch bei rüstiger Gesundheit ist. — Na, mach' nicht dein abwehrendes Gesicht, Kleine, ich meine es ja nicht böse. — Und nun wieder zu dir. — Gestern habe ich gehört, daß Tribalbi wieder in Berlin ist, sie hat es mir selbst geschrieben. — Du weißt, sie gibt die fabelhaftesten Stunden, zu zwanzig Mark die Sektion."

"Himmel!"

"Ja, — das heißt, eine Sektion dauert nur eine halbe Stunde — Du weißt ja, ich habe auch als Mädchen bei ihr Gesangsstunden gehabt und meine Lehrerin durch glänzende Talentlosigkeit zur Verzweiflung getrieben. — Aber damals hatte ich einen reichen Vater und war maßlos eitel — ich wollte durchaus singen können. — Bald hörte ich freilich mit meinen vergeblichen Bemühungen auf, denn ich hatte das Unglück, mich in meinen schönen Alfred zu verlieben. — Jeder muß wohl einmal diese Krankheit durchmachen — auch dir wird sie noch blühen — oder blüht vielleicht schon."

Ruth schüttelte den Kopf.

"Nein, nein," sprach sie etwas zerstreut, "Wer ich be-greife immer noch nicht, was du willst? Wenn ich selbst eine glänzend bezahlte Anstellung in Berlin fände — bei diesen Preisen, die deine Tribalbi hat, sind ja doch die Stunden für mich unerschwinglich."

"Dich, mein Kind, will sie eben umsonst unterrichten, das war's, was sie gestern schrieb. Ich hatte ihr berichtet von deiner Kehle, die einfach eine Anormität ist; und da ist sie nun Feuer und Flamme. Natürlich, solch eine Schülerin unterrichtet man ja gern gratis! Nachher glaubt die Welt, die Tribalbi habe dir das Singen beigebracht — dabei war's aber der liebe Gott! Du heißt doch nicht umsonst die blonde Drossel."

Ruth blickte bellommen auf die Freundin.

"Es geht ja nicht," murmelte sie. "Du wirst es sehen — Papa — an ihm scheitert alles."

Franziska erhob sich.

"Dann ist euch beiden nicht zu helfen," sprach sie kurz. "Die Stelle, die ich für ihn hätte, ist gut bezahlt; er könnte davon leben und brauchte nicht länger als den halben Tag leichte Kontorarbeiten zu machen, Englisch zu korrespondieren (was ihm als Amerikaner ja Kinderpiel sein muß, und ein wenig Schreibmaschine zu schreiben. — Das Nähere könnt ihr ja hören, wenn er sich entschlossen hat, Ja zu sagen. Gute Nacht, Kind, ich glaube, er wird nun gleich kommen, und ich möchte nicht durch seine Miene und durch sein vielfaches Schweigen hinausgeworfen werden wie gewöhnlich. — Am Sonntag nachmittag erwarte ich dich."

Sie war ebenso plötzlich hinaus, wie sie vorher herein- gekommen war. — Ruth blieb in einiger Aufregung zurück.

Wie oft hatte sie sich gewünscht, nach Berlin zu kommen! Nicht des Gefanges wegen, denn sie war im Grunde nicht künstlerisch veranlagt. — Aber sie begehrte fort aus dieser Stadt, wo sie seit ihrer Kindheit saß, hinaus in andere Verhältnisse, unter andere Menschen.

Anfangs hatte der Vater noch etwas Vermögen be- sessen, das er aus Amerika mitgebracht hatte. Ruth wußte nicht, daß dieses Geld ebenso wenig verdient war, wie die übrigen Summen, von denen er fabelte. — In seinem Munde war dieses Geld die Frucht einer seiner technischen Erfindungen drüben; in Wahrheit aber stammte es von seiner Gattin, der behäbigen, halbdeutschen Witwe eines Amerikaners, die ihm den Gefallen getan hatte, zu sterben, bevor er mit seinem kleinen Mädchen nach Deutschland „auswanderte“.

Denn er war im Laufe der Jahre in seinen eigenen Augen Amerikaner geworden, und niemand, nicht einmal Ruth, erfuhr seine Herkunft.

Den Kopf voller wirrer Pläne und Ideen, hatte er diese westfälische Stadt zum Wohnort gewählt, weil hier die Vorbäter seiner Frau herstammten und noch einige wohlhabende Verwandte von ihr hier lebten.

Diese freilich nahmen den amerikanischen „Bettler“ sehr kühl auf, denn der kaufmännische Geist des Landes distierte ihnen mehr Respekt vor einem gediegenen Geldbeutel als vor den pompösesten Lustschkößern.

Ruth war gerade sechzehn Jahre alt, als der Vater ihr eröffnete, daß er keinen roten Heller mehr besäße und es nunmehr ihre selbstverständliche Kindespflicht sei, den Haus- stand zu erhalten.

Es geschah auch das Wunderbare, daß dies gelang.

Freilich, das junge Geschöpf hatte damit ein hartes Los gezogen; aber sie trug es ohne Murren, vielleicht selbst ohne allzu ausgeprägtes Bewußtsein von seiner Schwere.

Nur in letzter Zeit hatte sie manchmal geseufzt und an- gesungen, an sich selbst und ihre Zukunft zu denken.

Hermann Kürow war vielleicht nicht uneteiligt an dieser beginnenden Veränderung. — War es aber so, dann machte Ruth es sich nicht klar, oder sie schob geflüßentlich jeden Gedanken an den blonden Mieser von sich.

"Er ist bloß Techniker in Weders Betrieb," hatte der Vater in seiner hochfahrenden Manier gesagt, "wenn er auch Ingenieur wird. — Laß den armen Burschen nur ver- liebte Augen machen, das schadet ja nichts — doch halte ihn in gebührender Entfernung. — Du weißt, daß du eines Tages Millionärstochter sein wirst..."

Ein halb mitleidiges, halb schmerzliches Lächeln zog um Ruths Lippen, so oft sie diese Redensart vernahm, an die der Vater so fest glaubte.

Sie glaubte nicht daran! Aber das ließ sie ihn nicht merken.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsahnen.

Von E. Beufert.

Der feuchte Märzwind strich über die braune Erde, und draußent auf dem Lande sagten die Leute: „Der Frühling kommt.“

In der Stadt jedoch war es immer noch Winter, und am festesten hatte er sich in den düsteren Winterstuben der großen Geschäftshäuser eingenistet. Der ernste Mann, der dort in seinem Kontor einer der größten Firmen der Stadt über seinen Rech- nungsbüchern saß, hatte keine Ahnung davon, daß im Walde bereits die Knospen sprangen. Er hörte auch nicht das leise Singen und Klängen, das von Süden her über die alte, graue Erde wehte.

Sein Sekretär stand vor ihm und legte die eben eingelauerten Briefe vor. Der Chef gab sie mit kurzen Bemerkungen und Bleistift- notizen an den Mäubern zurück. Bei dem letzten Schreiben runzelte er zornig die Stirn und rücte heftig an seiner goldenen Brille, erz, Wieder solch ein Bettelbrief! Die Frau ist nährisch! Wenn sie ihre Finsen nicht zahlen kann, wenn die Zeiten schlecht sind für die Landwirtschaft oder sie zu unthätig zu ihrem Metier, so soll sie das Gut aufgeben und ein einkommlicheres Gewerbe anfangen! Aber diese Leute wollen durchaus die großen Herren auf ihren Bes- sungen weiter spielen, wie es ihre Väter und Großväter auch getan haben, obgleich weder ihre Mittel noch ihre Fähigkeiten sie heutzun- tage dazu berechtigen! Und wir sollen mit unserer Arbeit und mit unserem Gelde ihren Hochmut bezahlen. Nein, und damit Punktum! Es ist gegen mein Geschäftsprinzip, ein Kapital stehenzulassen, wo es keine Finsen trägt. Die Hypothek ist gefühndigt und dabei bleibt es!"

„Wenn das Gut demnächst zur Versteigerung kommt, tätten

Herr Heimburg am besten, es selbst zu übernehmen. Es wird für ein Butterbrot woggen, und wie verlieren als letzte Hypothek das Kapital," bemerkte der Sekretär, ein langer, blonder Mensch, den die Lehrlinge des Hauses den „Tintensüß" nannten, denn sie behaupteten, er habe Tinte statt Blut in den Adern und er würde wie ein Fisch an der freien, frischen Gottesluft verenden.

Der Chef rühte ungeduldig auf seinem Stuhl.

„Freilich, freilich, es wird nichts anders übrigbleiben! — Totale Schererei! — Nichts als Kohlen und Unbequemlichkeiten!" Das Gut hat ein Braunkohlenlager, das, mit dem entsprechenden Kapital in Betrieb gesetzt, seinen Wert sofort um das Zehnfache steigern würde, denn seine Lage ist günstig, mit Bahnanschluss an eine große Fabrikstadt. Herr Heimburg könnten nicht nur das Kapital retten, sondern ein Geschäft machen mit der Uebernahme."

Herr Heimburg dachte nach. „Bringen Sie mir das Kurbuch, Weller. Ich will selbst hin. Man kann dergleichen nur an Ort und Stelle prüfen." Weller brachte das Reichskursbuch. Nach eingehendem Studium sagte der Chef: „Telegraphieren Sie an Frau von Hochberg, daß ich morgen mit dem Mittagszuge in D. . . . eintreffe. Bitte um Abholung."

Am folgenden Tage, in der Mittagsstunde, fuhr Herr Heimburg in einer leichten Halbkarosse von Station B. . . nach Rittergut Goldau. Er machte zwei Bemerkungen unterwegs: daß der schlechte Landweg durch eine Chaussee gebessert werden müsse, wenn man die Kohlen zur Bahn fahren wollte, und daß Frau von Hochbergs Aufsicht einen hohen Hut und Wappenhütze auf der Divorce habe, ein höchst überflüssiger Luxus für bankrotte Leute. Dann hielt der Wagen vor einem stattlichen, parkungebenen Herrenhaus, dessen steinerne Fassade ganz von Sonnenglanz vergoldet war.

Herr Heimburg hatte sich unter Frau von Hochberg stets eine alte, etwas torporente Dame vorgestellt, mit Puffschuhen und einer Bandhaube, wie sie seine Mutter trug, etwas weinerlich und heruntergekommen wegen ihrer traurigen Lage. Er war verblüfft, als ihm im Hausflur eine Dame entgegen kam, die höchstens 28 Jahre zählen mochte und ausah wie ein junges Mädchen. Sie war auch weder weinerlich, noch heruntergekommen, sondern eine einfache, lieblich-stolze Würde umfloß ihre ganze Erscheinung, die Herrn Heimburg den beabsichtigten Gönner in der Kehle ersticke. Mit ihrem dunklen, enganliegenden Tuchkleid, der weißen Halskrause und der Fleckentzone über der weißen Stirn, glich sie den Modedamen in der Stadt so wenig, daß sie Herrn Heimburg wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt vorkam.

Sein Reisekofferchen in der Hand, dienerie er vor ihr und murmelte sogar etwas wie eine Entschuldigung für sein persönliches Erscheinen, während sie ihn unbefangenen freundlich begrüßte — als plötzlich hinter ihm durch die offene Haustür ein Knabe mit zwei großen Doggen gefolgt kam, der die ganze Halle mit Leben und jauchzendem Lärm erfüllte. Die beiden Hunde umsprangen schmeichelnd und bellend die Herrin und kurrierten abwechselnd den Fremden an, bis Frau von Hochberg ihrem Sohn die kleine Hundeweisheit aus der Hand nahm und mit einigen Stößen und Worten die aufgeregten Tiere zur Ruhe brachte.

„Wichtig! Oben! Baldur! Hin!" Die mächtigen Tiere brüllten sich und gehorchten augenblicklich. Herr Heimburg war abermals verblüfft über den stolzen Gebieterblick und den energischen Ton, die er dieser schwermütig-lieblichen Frau gar nicht zugehört hätte.

„Bekannt," sagte sie dann etwas sanfter, „beginne dich, wir haben einen Gast." Der Knabe änderte sein Wesen sofort und reichte dem Fremden mit offenem, kindlichem Blick und gutem Ansehen die Hand. Herr Heimburg bemerkte, daß er ein prächtiger Junge sei, derb und kräftig gewachsen, mit einem hübschen, guten Kindergesicht. Seine Wangen glühten, und seine hohen Stiefel waren schmutzbespritzt.

„Verzeih, Mama", flüsterte er, „aber o, es ist so schön draußen, so schön! Jetzt wird es Frühling!" Herr Heimburg sah sich erstaunt um. „Frühling! Wo kam denn plötzlich der Frühling her? Bei ihm zu Haus war es ja noch Winter."

Eine halbe Stunde später sahen die Drei sich im Wohnzimmer an der Mittagstafel gegenüber. Der Bankier fühlte sich bestkommen, denn es kam alles so anders, wie er erwartet hatte. Er hatte das Gefühl seiner sozialen und moralischen Ueberlegenheit im ersten Augenblick des Begrüßens verloren, und daß er es nicht wiederfinden konnte, ärgerte und beschämte ihn. Nicht er gab den Ton ihres Verkehrs miteinander an, sondern sie, die blühende, unaussprechlich vornehme Frau! Und sie, die Wittwensfrau, behandelte ihn, den Millionär wie ein vollkommen gleichgestelltes Wesen, ja sogar mit der Sicherheit der schönen Frau, die jedem Mann durch ihre Freundlichkeit eine Gänst erweist.

Ebenso verwirrte und verlegte ihn die Umgebung. Er hatte Geist und Verstand genug, um zu erkennen, daß in diesem Hause alles echt und nichts künstlich sei. Die vornehme altmodische Ehrwürdigkeit des Hausrats war nicht Imitation, wie die stilsollen, altdeutsche Einrichtung seiner Brautgemächer daheim, sondern an ihr war die Vergangenheit unverkennbar.

Herr Heimburg hatte nun wohl schon oft im Leben echte Vornehmheit gesehen, aber selten: noch niemals hatte er sich ihr gegenüber bescheiden gefühlt, denn er war in seiner Art ebenfalls echt, ein stolzer freier Demokrat, ein Mann der Arbeit, dem nichts auf Erden imponierte als Tüchtigkeit und Intelligenz.

Warum verwirrte ihn nur diese Frau? Diese Frage quälte ihn unablässig. Sie hatten das Geschäftliche seines Besuches noch mit keiner Silbe erwähnt, und während der Mahlzeit ließ sie die leichte, angenehme Konversation über Tagesfragen und Tagesneuigkeiten nicht ins Stocken kommen. Und wieder fiel dem Geschäftsmann die liebenswürdige Grazie auf, mit der sie sprach, nur zuweilen wollte es scheinen, als wäre sie mit dem Gedanken nicht recht bei der Sache, und dann vertiefte sich der ernste, sorgenvolle Ausdruck in ihrem liebreizenden Gesicht.

Nach der Mahlzeit führte sie ihn in ihr Arbeitszimmer, einen einfach und ernst ausgestatteten Raum. Sie sagte ihm, daß, wenn er ihr das Kohlenlager abkaufe, sie all ihre rückständigen Steuern zahlen und sich und ihrem Sohne den alten Familieneth würde erhalten können. Oder auch, wenn er ihr ein neues Kapital zum Selbstbetrieb des Kohlenwerkes vorstrecken wollte.

Er widersprach ihr mit der schonungslosen Bemerkung, daß jedes weitere in das Gut gesteckte Kapital ein verlorenes Opfer sei. Das Gut sei bereits zu hoch belastet und nicht ertragsfähig genug. Der Boden zu kalt, in nassen Jahren stets Mähernten zu befürchten und alle Lohre durch die Nähe der Fabrikstadt naturgemäß zu hoch gesteigert. In wenigen Jahren würde sie auf dem alten Feld sein. Sie legte ihm hierauf ihre Wirtschaftsbücher vor, und er starrte jetzt über den Aufwand von Fleisch und Intelligenz, den sie enthielten. Er wünschte nun das Gut und das Kohlenlager zu besichtigen und wanderte sich im stillen ob sie wohl vorschlagen würde, selbst die Führerrolle zu übernehmen, um ihm alles von der glänzigen Seite zu zeigen, und seine Ermüdigungen bei anderen Gästen zu verhindern.

Sie sagte jedoch sofort: „Mein Inspektor wird Sie führen, und der Wagen steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie nach dem Kohlenlager hinausfahren wollen." Bei der Rundfahrt in einem leichten Jagdwagen über die Felder erfuhr er allerlei von dem Inspektor, der ein einfacher, alter Bauer mit einem weiterharten Gesicht war. Seltsam mutete den Stämmen, der als Fabrikbesitzer mit einem durchweg sozialdemokratischen Arbeiterpersonal zu tun hatte, die Treue und Umgebung des alten Mannes für seine Herrschaft an. Er hatte seine gnädige Frau schon „as se noch en flenes Gör war" auf den Armen getragen, und man konnte „lange laufen, bis man eine findet wie sie!" Früh wäre sie die Erste auf und abends die Letzte auf dem Posten. Und „höllisch affkurat bei allens." Na, sie hätte es sich sauer genug werden lassen, die Schulden ihres Mannes, der Krennpferde hielt und durch seine verhängnisvolle Passion für diesen Sport auch das Leben einbüßte durch einen Sturz vom Pferde, wieder abzuwirtschaften, „aber was zu wille ist, das is zu vill!" Er hätte ihr immer geraten, wieder zu heiraten und ihren Nachbar, den reichen, alten Lehmann zu nehmen, der sei so schon bei Lebzeiten ihres Mannes ganz arg nach ihr gewesen, aber sie wollte nicht. Es sei da alles nicht ganz sauber im Hause, er habe eine Wirtschaftlerin von schlechtem Rufe, und er liebe ein gutes Glas Wein zuweilen über den Durst und „miste Frau, wissen Se, die is stolz, die verlost sich nich für's Geld und wenn es hunderttausend blanke Taler wären!" Anher diesen Mitteilungen genoam Herr Heimburg auf seiner Fahrt die Einsicht, daß es eines ziemlich bedeutenden Kapitals und mehrjähriger Arbeit bedürfe, ehe das Gut rentabel zu machen sei und da jeder Wert des Kohlenwerkes vorläufig zweifelhaft blieb. Vielleicht ließe sich etwas durch die Anlage einer Ziegelei machen. Es wäre nun an der Zeit gewesen, nach der Stadt zurückzukehren, den Konkurs abzuwarten und Frau von Hochberg ihrem Schicksal zu überlassen, und Herr Heimburg wollte eben den Inspektor ersuchen, ihn nach dem Schloß zurück, zur Verabschiedung und gleich weiter nach der Bahn zu fahren, als plötzlich aus dem nahen Fichtenwalde Hundegebell ertönte und gleich darauf Frau von Hochberg mit Beknnt, begleitet von Odu und Baldur, aus einem Waldpfade heraustratend, ihnen entgegen kam.

(Schluß folgt.)

Giftige Frühlingsblumen.

Das reiche Füllhorn von Blumen, das der Frühling über die Erde ausschüttet, enthält so manche giftige Gabe. So bekannt nun die giftigen Eigenschaften einiger weniger unserer einheimischen Pflanzen sind — Schierling, Tollkirsche und Bilsenkraut sind wohl die bekanntesten —, so wenig wissen die meisten, daß auch eine ganze Reihe anderer Blütenpflanzen Giftstoffe enthalten, die durchaus nicht harmlos sind; und dabei handelt es sich oft um Blumen, die wegen ihrer Schönheit besonders beliebt sind oder wegen ihrer Häufigkeit viel gepflückt werden. Wer weiß z. B., daß das Buschwindröschen, auch Anemone oder Osterblume genannt, das auf dem Waldboden oft so dicht wächst, daß es förmliche weiße Flecke bildet, ein schwarzes Gift enthält? Alle Anemonen enthalten Anemonen- oder Pulsatillenampfer, der der frischen Pflanze einen scharfen Geschmack verleiht, und, auf die Haut gebracht, blasenziehend wirkt. Dieser Giftstoff zerfällt von selbst in zwei andere,

Blätterlich.

Anemoninsäure und Anemonin, und das Anemonin ruff ähnliche Vergiftungserscheinungen hervor, wie das Niotin der Tabakblätter. Die Dahnenstängelgewächse, zu denen die Anemone gehört, umfassen noch andere Giftpflanzen. Zu ihnen gehören beivieleweise der schwarze Nieswurz, auch Christrose genannt, die vom Dezember bis zum März blüht, sowie die eigentlichen Frühlingspflanzen: stinkender Nieswurz und grüner Nieswurz. Wurzelsod und Grundblätter aller Nieswurzararten enthalten zwei sehr giftige, kristallisierbare Gifte, das Helleberin und das Helleberin. Vormals wurde die Nieswurzwurzel übrigens als Heilmittel angewandt. Frisch genossen, kann sie Krämpfe und Lähmungserscheinungen hervorrufen und sogar zum Tode führen. In Gärten blüht vom März bis zum Mai eine schöne, aus Persien stammende, zu den Lilien gehörende Pflanze, die Kaiserkrone, mit prächtigen Blütenblättern von schneeweißgelber bis hochroter Farbe. Sie sendet einen angenehmen, beinahe betäubenden Geruch aus. Die Zwiebel dieser Pflanze, aus der übrigens Stärke gewonnen wird, enthält im frischen Zustande ein giftiges Alkaloid, das Imperialin, das bisher noch wenig untersucht ist. Eine nahe Verwandte der Kaiserkrone, die wildwachsende Schachbrettblume, die auch als Bierpflanze gezogen wird, enthält dasselbe Gift. Die in manchen Gegenden als Ophiopogon bezeichnete unechte Narzisse, die in Deutschland stellenweise, so in der Rheinprovinz, sehr häufig ist, viel in Gärten angebaut wird und zuweilen auch verwildert, enthält in allen Teilen, am meisten aber in der Zwiebel, ein bitter-schmeckendes, brechenregendes, narkotisch wirkendes Gift, das Pseudonarzisin, über das bisher noch nichts Näheres bekannt ist. In den zeitigsten Frühlingsblumen gehört der Seidelbast oder Kletterhals, ein kleiner verzweigter Strauch, der bereits im Februar, zuweilen erst im März, und April, noch vorm Erscheinen der Blätter seine leuchtend rötlich-violetten Blüten hervorbringt. Der Sprachkundige wird schon aus dem Namen auf die giftigen Eigenschaften schließen, denn im „Kletterhals“ steckt das althochdeutsche Wort „helsen“, was quälen bedeutet. Tatsächlich enthält die ganze Pflanze einen brennend scharfen Saft, und es sind Fälle bekannt, in denen Kinder sich durch den Genuß der roten Beeren vergiftet haben. Den Vögeln, die die leuchtend roten Beeren fressen, scheint der als Delphinin bezeichnete Giftstoff nichts anzuhängen. Als letzte der Giftpflanzen des Frühlings sei eine sehr gemeine Blütenpflanze genannt, die Wolfsmilch. Es handelt sich dabei um die Zupressenwolfsmilch, deren hellgelbe Blütenstände man schon vom Anfange des April an findet. Alle Wolfsmilcharten sind scharfe Giftpflanzen. Verleßt man irgend einen Teil der Pflanze, so quillt der scharfe Milchsaft heraus. Kein Tier rührt wegen des Milchsaftes die Wolfsmilch an; nur die Raupe des Wolfsmilchschwärmers ernährt sich von den Blättern. Ueber die verschiedenen Gifte, die die Wolfsmilcharten enthalten, ist gleichfalls noch nicht viel bekannt. Jeder aber kann an sich selbst erproben, daß der Milchsaft, der als Volksheilmittel gegen Warzen angewandt wird, auf der Haut Geschwüre hervorruft. Schwere Vergiftungsfälle sind da beobachtet worden, wo Wolfsmilch als Hausmittel angewandt worden ist.

Viel Tomaten auf wenig Land.

Man pflanzt die Tomaten gewöhnlich auf etwa 1 Meter Abstand, weil man weiß, daß ihre Buschform viel Platz verlangt. In dieser Zeit aber ist eine Anzuchtart zu empfehlen, die bei engerer Pflanzung und etwas größerem Arbeitsaufwand etwa viermal so viel Tomatenertrag von einer Fläche ergibt, und die Wochenchrift „Das Blatt“ gehört der Hausfrau“ empfiehlt:

Man pflanze nach üblicher Vorbereitung des Bodens und Anzucht der Setzlinge mit einem Abstände von nur etwa 40 Zentimeter, möglichst nur in einer einstuigen Reihe, die quer zur Südsonne und möglichst vor einer von ihr bestrahlten Wand liegt. Jede Pflanze bekommt einen etwa 1,50 Meter langen Pfahl oder Stab. Bambus eignet sich gut. In der Mauer gezogen, gibt man besser noch Schüre oder Drahtzüge.

Der Setzling wird, ohne daß er, wie sonst üblich, entspitzt ist, an den Stab gepflanzt und lose angeheftet. Erst wenn er etwa 70 Zentimeter Höhe erreicht hat, kauft man die Triebspitze aus. Es entwickeln sich dann Seitentriebe, die ebenfalls entspitzt werden, sobald der erste Blütenstand sichtbar ist. Der oberste, Verlängerungstrieb genannte Austrieb der Pflanze wird senkrecht angebunden und erneut gekürzt, sobald, nach einem weiteren halben Meter, sich Seitentriebe aus ihm freiwillig nicht entwickelt haben. So fährt man fort, bis mit dem vierten Entspitzen des Verlängerungstriebes die Höhe des Pfahles und damit auch der Herbst mit seinen allen vernichtenden Nachfrösten gekommen ist.

Durch das Entspitzen über der zuerst erscheinenden Blütentraube wird die Pflanze sehr schmal gehalten, so daß sie dertat eng gepflanzt werden kann. Dafür geht die Entwicklung nach der Höhe zu stark vor sich, der Luftstrom wird also besser ausgenutzt als bei den üblichen Pflanzungsarten. Dies spiegelt sich in den hohen Erträgen wieder, die etwa 1/2 Zentner Früchte von nur 1 Quadratmeter betragen.

Es ist ratsam, dem Boden anfangs nur wenig Düngemittel und Nährstoffe zuzuführen, dafür aber um so mehr Wasser und Dünger zu reichen, je höher die Pflanzen werden.

— **Robert Jacques, Piraths Insel. Roman** (E. Fischer, Verlag Berlin.) Geh. 3 Mark 50 Pfg., geb. 4 Mark 25 Pfg. Der Fabrikant Pirath erlebt immer lächerlichen und grausamen Unfällen die Untere seiner Frau. Um die schwärzende Wunde anzuhäuten, unternimmt er eine Weltreise; wieder empfangt er einen Dieb von dem Erlebnis mit einer Frau, die ihm nach einem kurzen Glück entschwindet; er arbeitet in Plantagen auf Java, und als er mit einem verrückt besetzten Segler die Heimfahrt unternimmt, absichtlich die Gefahr herausfordernd, erleidet er Schiffbruch im Stillen Ozean und erscheint auf der Insel Wälik als Gott. In diesen Rahmen hat Robert Jacques eine Geschichte eingespannt, die, an Abenteuer, Menschen und Zuständen überreich, verweisen auf die modernsten Probleme, nicht nur eines einzelnen Menschen, sondern unserer ganzen zeitlichen, wirtschaftlichen und weltökologischen Natur übergreift. Sein Thema ist: der Eroberer als Typus. Er zeigt seine Gefährdung und Verletzlichkeit; er führt ihn durch die härtesten Prüfungen; er peinigt und reinigt ihn und zeigt seinen Triumph im schweremütigen Untergang des Heimgeliebten. Jacques gewinnt sein Doppelspiel: einen Abenteuer und Seelenroman zu schreiben; er ist selbst ein Mensch von dieser Doppelheit des Instinkts, phantastischer, unbedenklich, die Langeweile wie eine Pest fürchtend und dabei das Wesentliche, die Integrität der Seele, nicht verlierend.

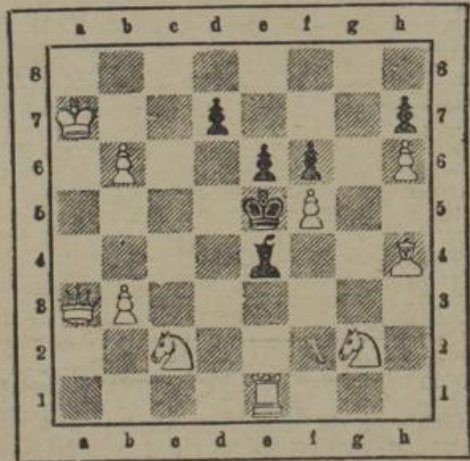
** **Clavier-Album für die linke Hand von A. Sartorio**; Mark 1.25. Dieses in Verlage von B. Tonner in Köln erschienene Werk will den des rechten Armes beraubten kriegsbeschädigten Klavierspielern die Möglichkeit geben, auch fernhin ihrer Kunst treu zu bleiben. Das Album (21 vollgeheftete, in mittlerer Schwierigkeit gefaltete Lieder, Operarien usw.) soll nicht nur zur augenblicklichen Unterhaltung dienen, sondern auch die linke Hand so kräftigen und gewandt machen, daß der Spieler in die Lage versetzt wird, später auch Werke, die für beide Hände geschrieben sind, soweit dies möglich, selbständig mit der linken Hand allein zu bewältigen. Es bedarf keiner Frage, daß das Sartorio'sche Werk bei allen beteiligten Personen großes Interesse hervorrufen und mit Freuden begrüßt werden wird.

— **Neue Frauenkleidung und Frauenkultur.** Organ des Verbandes für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Klara Sander, Else Wirminghaus, beide in Köln. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 Mk., fürs Halbjahr 3 Mk. Probehefte unentgeltlich und portofrei. Aus dem Inhalt des Mai-Heftes: Frauenarbeit und Turnen. — Die Bedeutung der Heimarbeit. — Gedanken zu dem Problem Mann und Frau. — Verschiedenes: Aus der Kleiderordnung 1917. — Eierner Schmutz. — Ein deutscher Verzelebund für Sexualerbit. — Erbstoffe. — Der Alt-Memmanische Gut. — Handgenähte Wäsche als Qualitätsarbeit. Bücherbesprechungen: Deutschkunde. — Das Kleid der arbeitenden Frau. — Technischer Teil. — Bereinigungsmitteln. — Beschreibung der Kleider.

— **Band Nr. 1114 von Kürschners Büchererschau, Drei Reiche**, von Georg Dirschfeld. 94 Seiten Umfang. Preis 20 Pfg. Hermann Dillgers Verlag, Berlin W. 9, Potsdamer Straße 124/125.

Schach-Aufgabe.

Von Taverner.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Wasanquiff.